

Sprachliches – Sumatranische Plaudereien



Als die ersten Missionare zu den Papua nach Neuguinea kamen, hatte noch niemand Ahnung von dem Bau und den Worten der dort gesprochenen Sprachen. Es galt in langer Geduldsarbeit den Wilden ihre Sprache vom Munde abzulauschen. Man macht sich so leicht keine Vorstellung von der Mühe, die damit verbunden war. In Sumatra hatten wirs es besser. Es lag bereits eine Grammatik und ein Wörterbuch von einem holländischen Sprachgelehrten Doktor van der Tuuk vor. Auch hatte schon Jahre vorher ein deutscher Gelehrter das unbekannte Land bereist und etwas Licht in die Geographie gebracht. Doktor Junghuhn war ein Sachse, daher konnte sein Ihr nicht unterscheiden

zwischen einen harten p und einem weichen b. Auf seiner Karte sind daher die Buchstaben p, b, t, d auf die grausamste Weise durcheinandergewürfelt.

Aber trotz der wissenschaftlichen Vorarbeit bleiben noch Berge genug zu versetzen. Man tritt ein wie in einen Urwald mit großen und kleinen Bäumen; man hört keine Melodie aus dem Gewirr von Tönen. Die gewohnten Formen der Grammatik versagen: Da gibt es kein Wort für „haben“; wie kann man sich ohne dies ausdrücken? Wir suchen umsonst eine Kopula; es gibt keine Deklination und nur kümmerliche Ansätze von Konjugation; das Verbum hat keine Tempora, keine Modi. Es scheint keine Grenze zu geben zwischen Hauptwort, Zeitwort und Eigenschaftswort.

Wir müssen lernen, ganz absehen von den Sprachformen, die wir im Schweiß unsers Angesichts in der lateinischen und griechischen Lehrstunde uns angeeignet haben. Alles so fremd; keine Basis aus einer der uns bekannten Sprachen, von der aus wir bauen könnten. Und man möchte doch so gern bald in Verkehr treten mit den Eingeborenen.

Die malaiischen Sprachen zeichnen sich aus durch einen großen Reichtum an Wörtern. Es ist grundverkehrt, zu meinen, minder kultivierte Völker behelfen sich mit wenigen Lauten, die noch dazu mehr oder minder unartikuliert sind, und die eben nur für den Alltag ausreichen. Oh diese Fülle von Wörtern und Wortbildungen. Im Mittelpunkt steht das Verbum mit vielen

Abwandlungsmöglichkeiten, die in den europäischen Sprachen unbekannt sind. So haben die Bataks ein Gerundivum, das in vielen Formen abgewandelt, durch Prä-, In- und Suffixe bereichert werden kann, so dass es bald nach unsern grammatischen Begriffen adjektivisch auftritt, bald als Zeitwort, bald als Hauptwort schillert, und dabei die feinsten Nuancen, zum Beispiel des Bedingungssatzes, des Irrealis, des Optativs durch einen kleinen Zusatz ausdrücken kann. Erscheint dem Anfänger die Sprache zuerst arm, weil seine sprachlichen Kategorien versagen, so wird er bald genug überwältigt von der Fülle der Formen und Wortbildungen. Es sind auch zahlreiche Worte vorhanden für geistige Werte und für Affekte, alle Klangfarben von Trauer, Ärger, Zorn, Hass, Freude, Liebe. Wir wundern uns dabei nicht, dass die Affekte in die Leber verlegt werden (zornig werden = die Leber ist heiß). Alles, was das menschliche Herz bewegt, kann unmissverständlich und elegant ausgedrückt werden. (...)

Ach diese Fülle von Worten! Ich habe das Wort „tragen“ gelernt und bringe es bei nächster Gelegenheit auf den Markt. Da lachen mich die guten Leute aus. Warum? Ich habe, ohne es zu wissen, das Wort für tragen auf dem Kopfe gebraucht, es ging aber um einen Mann, der seine Last auf dem Rücken buckelte. Wieder anders das Wort für tragen an der Seite, auf dem Nacken, tragen zu zweien oder zu mehreren. Ich suche das Wort für „Bruder“. Man hat aber gesonderte Bezeichnungen für den älteren oder jüngeren Bruder, und die Schwester benennt den Bruder wieder

mit einem andern Ausdruck, wie auch der Bruder die Schwester.

Für „wir“ gibt es zwei Worte, das inklusive und das exklusive. Wie muss man darauf achten, daß man diese beiden nicht durcheinanderbringt. Sage ich zum Beispiel zu einem Häuptling: Wir, das heißt ich und meine eben angekommenen Kameraden, sind müde, und brauche dabei das Wort „hita“ statt „hami“, dann schließe ich ihn mit ein und wecke sein Staunen, denn er hat gerade der Ruhe gepflegt. Man betet zu Gott und sagt dabei, daß wir (*hita*) alle Sünder sind, dann habe ich ja den heiligen Gott mit eingeschlossen und mache mich lächerlich. Nun sind die Leute sehr höflich und lachen so leicht nicht bei unsern Entgleisungen. Aber man wird bei fehlerhaftem Sprechen nicht gerade an die Herzen der Menschen herankommen. Für die Larve jedes Käfers gibt es ein Wort, nicht aber ein Sammelwort für Larve oder Käfer. Keins für Schmetterling, keins für Affe, wohl aber für jede Spezies. Da sind unendlich viele Wörter für groß, schön, froh, betrübt, die man nicht durcheinanderbringen darf. Bei Totenklagen, im Kriege und bei der Jagd werden die Ausdrücke des täglichen Lebens aus Aberglauben vermieden und ganz andere Worte dafür eingesetzt. Not machen dem Anfänger die anstößigen Worte, die man aus Höflichkeit oder aus Schamgefühl nicht in den Mund nehmen darf. Dahin gehören nicht nur die auch von uns umschriebenen Worte, sondern auch harmlose wie Nase, Mund, Lippe, Ohr, Schwein, Hund, Ratte. Müssen sie durchaus gesagt werden, dann vergiß nicht

vorauszuschicken ein *santabi*, das heißt „entschuldige, wenn ich so sage“. Den eigenen Namen sowie den des Vaters darf man nicht aussprechen, auch nicht danach fragen. Solche Enthaltensamkeit gehört zur Lebenskultur. Der Batak nennt sich nach seinem Erstgeborenen oder Enkel: „Vater des A“, „Großvater des A“. Also nicht wie die Semiten nach dem Vater: „Joseph ben Jakob“, „Simon Jonas Sohn“. Hier verrät die Sprache, daß man in seinen Nachkommen weiterleben will. Nichts Schlimmeres kann einem Batak begegnen, als keinen Sohn zu haben, der das Geschlecht fortpflanzt.

Die batakische Sprache ist sehr vokalreich. Beherrschend ist das *a*. Als in der Missionsdruckerei die ersten Bücher gesetzt wurden, kam nach wenigen Tagen der Setzer und sagte: „Es ist kein *a* mehr da.“ An das Bedürfnis nach so vielen *a* hatte der europäische Lieferant nicht denken können. Durch die vielen Vokale, manchmal drei und vier hintereinander, wird die Sprache klangreich und wohlklingend. Dem Anfänger bereitet es freilich beim Memorieren nicht geringe Schwierigkeiten, daß die kurzen Worte sich sehr ähnlich klingen und leicht verwechselt werden. Da gibt es: *olo, alo, ulu, ilu, uli, ale, ala, molo, malo, lage, laga, logu, luga* usw. Die Sprache ist sehr melodios und einschmeichelnd. (...)

Das Batakische verfügt über eine Fülle von bildreichen, anschaulichen Wendungen. Die Sonne ist „das Auge des Tages“, der Schlüssel „Sohn des Schlosses“, die Kugel „Kind der Flinte“, Treppenstufe „Kind der

Treppe“. Ein Geschenk ist „Medizin gegen Sehnsucht“, Kuhmilch „Palmwein von der Kuh“, die Flinte „spricht“, ebenso die Glocke. Geizhals ist, wer ein abgesplittertes Reiskrümelchen noch einmal durchteilt; man sagt ihm nach, daß er ein Haar um die Herdsteine wickelt, damit in seiner Abwesenheit nicht gekocht werden soll. Man charakterisiert einen Menschen, der seinen Fehler nicht bekennen will: „Er ist nicht wie eine Kupfertrommel, die ihren eigenen Fehler (wenn sie einen Riss hat) selbst hinausschreit.“ Einen empfindlichen Menschen nennt man *sihirput*, eine mimosenhafte Pflanze, die ihre Blätter bei der leisesten Berührung schließt. Das erste Kind heißt „der Jackenöffner“, weil die Frau nach der Geburt ihres ersten Kindes Recht und Pflicht hat, den Oberkörper zu entblößen und so stolz ihre Mutterschaft kundzutun. Kinder bezeichnet man mit „gepflanzte Schößlinge“. Höfliche Worte umschrieben die Schwangerschaft: „der Leib ist schwer“, „es wird ein Gast erwartet“.

Die Rede ist durchzogen mit Sprichwörtern, die sich in Andeutungen bewegen und dem Europäer, auch wenn er die Sprache leidlich beherrscht, harte Nüsse bleiben. Geschickte Redner reihen stundenlang Sprichwort an Sprichwort. Eine feine Blumensprache, stumm sitzen wir dabei mit einem Gefühl des Neides. Darin ist manche Lebensweisheit der Alten enthalten: „Aufrecht steht die leere Reisähre, tief neigt sich die volle.“ „Je höher du deinen Standplatz machst, umso tiefer ist dein Fall.“ „Wer einen Meineid schwört, nach dessen Enkel schaut er aus.“ „Erst lecke die

Lippen, dann sage deinen Spruch.“ „Höflichkeit ist Leben, Frechheit ist Verderben.“

Bei der Heirat spricht der Häuptling als Sippenoberhaupt einen Segensspruch: „Ihr wollt euch jetzt heiraten, Darum liebt euch und tragt einander. Sollte das Betragen des einen fehlerhaft sein, dann flickt gegenseitig das Zerrissene, näht gegenseitig das Durchlöchernte. Schickt euch ineinander, damit nicht Streit in der Ehe aufkommt; so auch gegenüber den Schwiegereltern. Man tue, als ob man nicht sähe, was das Auge sieht; man tue, als höre man nicht, was das Ohr hört, wenn unschöne Worte fallen. Seid fruchtbar, zeugt Söhne und Töchter, die mit euch zusammen alt werden mögen.“ Dabei sitzt das junge Paar auf einer Matte, und es wird ein gewebtes Tuch um sie geschlungen. Bei der Ehe kommt es darauf an, daß man den rechten rongkap findet. Das heißt die fast physisch gedachte Ergänzung, das Supplement; sonst bleibt die Ehe kinderlos (wieder ein unübersetzbares Wort).

Ein Scherzliedchen:

„Was willst du mir erzählen,
Väterchen mit langem Strick und kurzem
Tragholz,
der du einen Bambusstock trägst,
der du in der Einöde ißt,
aus wilden Bambusblättern trinkst?
Du denkst doch den großen Büffel?
Früh, ganz früh, wenn die Sonne aufgeht,
legt man seinem Nacken das Joch auf;
erst wenn die Sonne untergegangen,
nimmt man's ihm vom Nacken ab.“

Rätsel: „Ausgezogen will's nicht welken,
gepflanzt nicht wachsen“ (das Haar).
„Seine Kinder trägt es nicht, die nicht seine
Kinder sind, trägt es“ (das Pferd). „Suche
mir eine Ameise, die beim Rutschen stirbt“
(wenn sie in das Kännchen einer insekten-
fressenden Pflanze fällt). Mädchen necken
Jünglinge: „Gibt es etwas zum Schlachten
als Zuspeise, das ich nicht schlachten
kann?“ Der Jüngling: „Gib es mir, daß ich
es schlachte.“ Darauf gibt das Mädchen
ihm ein Hühnerei und sagt: „Schlachte es.“
Darauf der Jüngling: „Halt mal erst seine
Füße, daß ich es schlachte.“

Ergreifend sind die Klagegesänge, die
man an der Leiche oder auf dem Grabe
anstimmt. Ein Beispiel von einer Frau, die
ihren sterbenden Sohn beweint:

Ach mein Sprößling,
wage es doch ja nicht,
zu verlassen mich, eine Reishülse.
An deiner Stelle will ich in die Erde.
Mein Vater (das heißt mein Kind) muß
noch leben,
leben inmitten dieser Welt.
Wenn du sterben sollst,
ach, dann bin ich wie ein Huhn, das man
fliegen läßt,
wie ein Pferd, das man losläßt.
Mein Sprößling will mich verlassen,
mich, eine unzeitige Geburt.
Es reißt mich nach oben,
es wirft mich hin wie einen Deckel,
wenn ich deines Mundes mich erinnere,
der noch nicht antworten konnte
auf die Worte seiner Mutter, die allein
steht.
Ich muß ertrinken, wenn du stirbst,

in den Fluß Situmallam mich ertränken.
Wenn du in die Tiefe stürzest,
in den tiefen Abgrund, den man nicht
erklettern kann.
Ich unternehme es,
einen gedrehten Strick zu machen,
den Weg zum Tode.

In der Klagesprache klingt das wie Musik.
Da hat man echtes, altes Bataksch, noch
unberührt von der Zivilisation. Bei dem
Studium dieser Feinheiten erst erschließt
sich der Geist der Sprache und das Ver-
ständnis für das Innenleben der Bataks.
Dazu gehört freilich eine mehr als ober-
flächliche Kenntnis der Sprache und ihrer
Seele.

Die Bataks haben von alters her eine eige-
ne Schrift, die auf Baumrinde geschrieben
oder auf Bambus geritzt wird. Nur wenige
verstehen sie zu lesen, und dann sehr
langsam in singendem Tonfall. Oft habe
ich Briefe in Gestalt eines Stückes Bambus
erhalten, die nicht gerade leicht zu lesen
waren. Ein Briefbote hätte nette Lasten
von Briefen zu schleppen, wenn ein sol-
ches Institut vorhanden gewesen wäre. Die
Schrift hatte für die Leute etwas Zaub-
haftes an sich. Wer ein paar Zeilen von ei-
nem Häuptling bei sich trug, der werde so
leicht nicht belästigt. Ihre alten Schriften
enthielten zum größten Teil Zaubersprüche
und Anweisungen für den Zauberdoktor;
auch einen Kalender. Vermutlich haben sie
ihre Schrift von den Hindu her erhalten,
aber in ihrer Weise umgebildet.

Heute hat die lateinische Schrift die alten
schwerfälligen Buchstaben völlig verdrängt.
Was der Batak braucht an Kenntnis des
Rechts, der Sitte, der alten Sagen und My-
then, hat er unfehlbar sicher im Kopf. Das
Gedächtnis ist glänzend und noch völlig
unverbraucht.

Sprachstudium ist beides, Leid und Freude.
Zunächst heißt es, wieder Schüler werden
und Vokabeln pauken. Hätten wir auf der
Schule das Lateinische und Griechische so
intensiv betrieben, wie man sich hinter die
fremde Sprache unter den Bataks macht,
Cicero und Sophokles wären uns dann
vertraute Freunde geworden. Ich habe im
ersten Jahr des Studiums von batakischen
Wörtern und Wendungen sogar geträumt.
Immer das Notizbuch in der Hand und
die Ohren weit offen. Gern läßt man sich
auch mal auslachen, wenn man vom Gaul
fällt. Man will von den Sternen am Himmel
sprechen (*bintang*), sagt aber *binatang*,
das heißt: wildes Tier. Man meint Trep-
penstufe (*tangga*), sagt aber *tanga*, das
heißt Wanze. Man will sagen *oloanku*, das
heißt: „Ich will es tun“, sagt aber *aloonku*,
das heißt: „ich bin dagegen“. Anfangs will
die Zunge nicht recht gehorchen: um so
größer die Freude, wenn schließlich die
schwierigsten Wendungen wie Öl über die
Lippen gleiten. (...)

Eine fremde Sprache lernt man am reinsten
bei Kindern und Frauen. Die sprechen
deutlich, rein und unverfälscht; auch liegt
ihnen die Absicht fern, den Fremden irre-
zuführen, während man bei den Männern
einem vorsichtigen Mißtrauen begegnet.

Ist man etwas weiter, dann ist eine treffliche Schule die Ratsversammlung der Häuptlinge, die Hochschule der Beredsamkeit. Da sitzen die Herren in feierlicher Runde, jeder vor sich einen Beutel mit Siri und Tabak. In gewählten Reden gibt jeder seine Meinung von sich. Da hört man mehr als die gewöhnlichen Ausdrücke des täglichen Umgangs. Da offenbart sich Reichtum und Eleganz der Sprache. Oder man holt sich einen Zauberer und läßt sich von im alte Sagen oder Fabeln, Gebete, Lieder vorsagen, die man hernach Wort für Wort durchexerziert, um den Sinn zu ergründen. Es ist freilich ein weiter Weg, bis man imstande ist, von solchen Lehrern Gewinn zu haben. Wer sich begnügt mit den Wendungen des täglichen Verkehrs in Haus und Feld, wird nie Meister der Sprache, so gewandt er auch die Münze des ärmlichen Schatzes aus der Tasche zieht. Es bleiben eben Kupfermünzen.

So gewinnt man Freude am Sprachstudium. Nein, die Sprachverwirrung von Babel ist nicht ein Fluch für die Menschheit. So wenig wie die Arbeit. Der Reichtum der Sprachen belebt und bereichert die Völker und gibt denen viel Gutes, die nun Brücken bauen. Da blühen dem Fleißigen viele Entdeckerfreuden. Welche Wonne ist es, wenn man an eine bisher dunkle Form des Verbuns herankommt, wenn man durch richtigen Gebrauch des Gerundivums tadellos einen Irrealsatz ausdrücken, einen Wunsch mit ganz wenig Worten prägnant ausdrücken kann, wenn eine der diffizilen Partikeln sich erhellt und man so dem Satze seine Nuancen geben kann.

Es ist dann, als ob ein Fenster sich auftäte und einen weiten Ausblick gewährte. So spröde sich die fremdartige Sprache erst zeigt, so enthüllt sie doch mit der Zeit ihre intimen Reize.

Welch ein Schritt vorwärts, als ich hinter das dunkle Wort *hahuaon* kam und damit einen Einblick gewann in das fremde Gefühlsleben. Da ist das Wort *nian*, wieder eine Sphinx dem Fernstehenden, ein Stück Volksseele. Man schwächt damit alles Gesagte ab und bricht allen Schärfen die Spitze ab. Will sich ja die eigene Meinung hervorwagen, flugs mit *nian* der Rückzug angetreten: „Es ist wahr, was du sagst, *nian*, eigentlich ja, aber da ist nichts zu wollen.“ „Ich bin schlecht, *nian*, aber das ist nun meine Art.“ „Ich müßte das und das tun, du hast Recht, *nian*, aber...“ Nach langem Suchen schaut man endlich hinein in den Wald von verwandtschaftlichen Beziehungen, die alle durch ein besonderes Wort festgelegt sind. Onkel und Tante in unserm wohlwollenden, alles Verwandte liebevoll umarmenden Sinne gibt es nicht, sondern nur jede Spezies von Onkelverhältnis; ebenso Schwager, Vetter, Neffe usw. Welch reiche Ahnentafeln mit bunter Abwechslung. Aber bis man das kapiert hat! Da ist weiter die Welt der Zauberei, deren Sprachschatz ein Spezialstudium erheischt; dann die zahlreichen der Höflichkeit und der Sitte zugehörenden blumenreichen Ausdrücke. Aber vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt. Nur ja nicht in falscher Selbstbeschränkung verzichten. Da sind wirklich nur Lumpen bescheiden.

Um vollzuhalten, muß man dem Sprachstudium Liebe entgegenbringen. Auch Liebe zu dem Volke, das man verstehen will, dem man helfen will. Aber jede aufgewandte Mühe trägt ihren Lohn in sich. Man braucht dazu nicht besonders sprachbegabt zu sein. Für solche ist natürlich die Betätigung auf sprachlichem Gebiet der angenehmste Teil ihrer Arbeit, besonders, wenn es ihnen vergönnt ist, auch verwandte Sprachen in ihre Studien einzubeziehen und so manches Türlein in das intimere Verständnis zu entdecken. Die bataksche Sprache ist vor Zeiten befruchtet worden durch das Sanskrit und das Arabische. Wer ihrer völlig Herr werden will, müßte diese Sprachen und dazu die fünf Dialekte des Landes beherrschen, die manchen Schlüssel bieten für Dunkelheiten. Aber auch der nur durchschnittlich für Sprachen Begabte gewinnt dieser Arbeit Freude ab. Es geht damit wie mit der berühmten oder berühmten Durianfrucht: in rauer stacheliger Schale, die noch dazu übel riecht, ein Kranz von köstlichen Kernen, „die Königin der Früchte“. Man muß nur die harte Schale sprengen und den ersten Widerwillen überwinden.

Auch der beste Sprachkenner muß sich damit abfinden, daß er nie dahin gelangen wird, die fremde Sprache ganz wie ein Eingeborener zu meistern. Unsere Kinder lernen sie spielend; nein, sie lernen sie überhaupt nicht; sie fliegt ihnen einfach an. Nicht selten sind sie die Lehrmeister ihrer Eltern. Beneidenswert, wie sie unter Umständen drei oder vier Sprachen ohne jede Mühe sprechen und verstehen.

Es ist mit dem Sprachstudium wie mit so manchem Ziel, das uns im Leben gesteckt ist: im besten Falle kommen wir ihm näher, erreichen es aber nie. Und doch ist schon dies ehrliche Ringen um das Ziel des Menschen edelstes Bestreben, das seinen Lohn in sich trägt.

Kenntnis der Sprache ist der Weg zum Vertrauen und zur Seele eines fremden Volkes. Nie wird man das erreichen durch einen Dolmetscher, der dem Europäer ein X für ein U vormachen kann. Es gibt viele ergötzliche Anekdoten von groben und feinen Mißgriffen der Dolmetscher. Oft genug versteht dieser gar nicht den Sinn dessen, was er wiedergeben soll. Ich habe manchmal den Dolmetscher spielen müssen, wenn Holländer oder Engländer uns besuchten und zu den Eingeborenen sprechen wollten. Welch geistige Anstrengung und Elastizität ist erforderlich, um den gewollten Sinn aus einer fremden Sprache in eine fremde Sprache zu übertragen. Oft sind die Dolmetscher wenig gebildete Leute, jeder geistigen Anstrengung abhold, ohne genügende Kenntnis der Sprache des Forschers. Alles, was Reisende durch solche Männer festgestellt zu haben glauben, bedarf der Nachprüfung.

Sobald die Bataks uns in ihrer Sprache reden hörten, war eine Brücke da, und man stellte sich freundschaftlich zu uns. Herzen und Türen taten sich auf. Die Seele eines Volkes findet man nur eingewickelt in den Windeln seiner Sprache. Der Sprachkenner nimmt das Volk ernst.

Wie oft haben flüchtige Reisende behauptet, das von ihnen besuchte Volk habe keine Spur von geistigem Leben und Religion. Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie es bei dieser wissenschaftlichen Untersuchung zugeht, wie der Herr durch einen dämlichen Dolmetscher nicht allzu geschickt fragte und dieser ihn, gewollt oder nicht, einseifte. Lag ihm doch gar nicht daran, den neugierigen Fremden in das hineinblicken zu lassen, was ihm Tabu ist. Oder wie er in Erwartung eines anständigen Bakschisch dasjenige von sich gab, wovon anzunehmen war, daß der reiche Herr es wohl gern hören würde. Dieser brauchte nur zu sagen: Etwas wie Religion (vorausgesetzt, daß ein verständliches Wort für diesen Begriff zur Verfügung steht) habt ihr wohl nicht?“ Dann weiß der Befragte, welche Antwort gewünscht wird, und wird prompt nein sagen. Solcher Dilettantismus hört auf, wenn man mit ihnen in ihrer Sprache redet. Selbst dann sind sie oft noch mißtrauisch und zurückhaltend.

Wie soll ein Dolmetscher ein Wort wie *hahuaon* oder *nian* sinngemäß wiedergeben? Da ist das geheimnisvolle Wort *tondi*, das wir mit „Seele“ umschreiben. Aber *tondi* ist etwas total anderes, als was wir unter Seele verstehen. Es ist, kurz angedeutet, ein Lebensstudium, eine Art selbständiges Lebewesen im Menschen, aber auch in Tier, Pflanze und Gegenstand. Hervorragende, kraftgeladene Radjas können sogar mehrere *tondi* besitzen. Oder das Wort *sangap*. Wir geben es wieder mit „Herrlichkeit, Ehre, Ansehen“:

aber damit ist sein Sinn nicht ausgeschöpft. Nach *sangap* dürstet jeder Batak; erst damit bekommt sein Leben Inhalt. Solange uns ein Wort oder Begriff grotesk oder lächerlich vorkommt, haben wir ihn noch nicht gefaßt. Die gedächtnismäßige Aneignung eines Wörterbuches genügt noch lange nicht. Aber eben das Sich-hineinversetzen in das Gefühlsleben des Batak, in das, was in seiner Seele vorgeht, wenn er das betreffende Wort in den Mund nimmt, das erst macht den Sprachkenner, und eben das erreicht der Europäer nie restlos, wenn er auch in seinen besten Momenten bis hart an die Grenze kommt. Die Sprache ist auf engste verflochten mit dem Volkstum. Mit der Sprache würde ein gutes Stück Volksart und Eigenleben verlorengehen. Viel Wertvolles verschwindet mit ihr zugleich. Wer ein fremdes Volk liebt, müht sich, daß seine Sprache erhalten bleibt. Das ist heute nicht leicht, davon machen Seiten her andere Einflüsse sich geltend machen: die Kolonialsprache dringt in die Schulen und den Verkehr; sie zu meistern ist das Ideal jedes Jünglings. Das Malaiische wird zur *Lingua franca* im Archipel, wie in Ostafrika das Suaheli. Zeitungen bringen Brocken aus allen möglichen Kultursprachen. Der Eingeborene, ohne Ahnung von dem, was auf dem Spiele steht, will gern den Fortschrittmann markieren und schmückt sich mit fremden Federn. Er ist stolz darauf, wenn er das gute altbataksche Wort ersetzen kann durch eine tönende ausländische Wendung, die seine Bildung verrät.

In der Berührung mit der Außenwelt, wie sie die neue Zeit mit sich bringt, vollziehen sich in der Sprache Wandlungen und Umbildungen: für manches reicht der gewohnte Vorrat an Wörtern nicht aus; der Horizont weitet sich. Vor allen läßt es sich darum die Mission angelegen sein, den alten Schatz zu bewahren und den Rost immer wieder abzutputzen. Ohne das eindringende Neue zu verwerfen, sucht sie in Gespräch, Schule, Gottesdienst und Literatur das festzuhalten, was Gold ist. Damit wird auch das Volkstum gehalten. Die neuen Sprachbrocken zersetzen das Volk: die eigene Sprache bindet alle Stämme zusammen zu einer Einheit.

Darum ist beides vom Volkserzieher zu beachten: er muß die alte Sprache gründlich kennen, um zu wissen, was erhalten bleiben darf und muß; er muß aber auch mit Verständnis den unaufhaltsamen Prozeß der Umgestaltung verfolgen. Die Sprache soll reicher werden, ohne ihre Originalität einzubüßen.

Quelle: Verlag von Martin Warneck, Berlin, 1939